

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 8 (1926)
Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 28.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.50, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu besonderen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erschließt auch in sämtlichen Bahnhof-Büros.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Nonpareille-Zeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamer: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsbedingungen der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und Inseraten-Nachnahme: Dvag A.-G., Zürich, Sihlstrasse 43, Telefon 6. 65.49, Postkassenkonto VIII 3001 / **Druck und Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei M. Peter, Pfäferschwil-Zürich, Tel. 60

Nr. 13 Zürich, 26. März 1926 VIII. Jahrgang

An unsere Abonnenten.

Wir bitten Sie höchlichst um **Einzahlung des Abonnementbetrages** für das Jahr 1926. Der Abonnementpreis beträgt für:

1 Jahr	Fr. 10.50
ein halbes Jahr	Fr. 5.50
ein Vierteljahr	Fr. 3.20

Sie können bis Ende Monat **Kostenlos** auf unser **Postkassenkonto VIII/3001** einzahlen. Sie sparen sich dadurch die Einzugsspesen. Dvag A.-G., Zürich.

Wochenchronik. Schweiz.

Der kleinen Schweiz wird vom Völkerverbund manche Ehre zuteil, doch wird sie dabei auch vor schwierige Entschlüsse gestellt. So erhielt sie eine Einladung, die Kommission für das Studium der Organisation des Völkerverbundes zu beistehen. Er ist wichtig, was hier der richtige Mann. Trotzdem jagte der Bundesrat die Delegation zu beschleunigen. Warum? Man erblickt den Grund darin, daß das Ergebnis der Arbeiten der genannten Kommission durch ihre Zusammenkunft von vornherein ein bestimmt ist. Der Bundesrat nimmt beifolgende die Stellung ein, daß von einer Erweiterung des Völkerverbundes über die Aufnahme Deutschlands hinaus abgesehen sei; Schweden teilt diese Auffassung; bei allen andern Staaten aber, die in der Kommission vertreten sein werden, muß man annehmen, daß sie sich für die Erweiterung erklären. Unter solchen Umständen handelt es sich bei dieser Kommission um ein Mandat, bei dem der Schweiz und Schweden die Rolle der Unterlegenen zugezählt ist. Daß man auch Deutschland zur Mitarbeit in der Kommission eingeladen hat, kann am Resultat nicht ändern.

Bundesrat Matta hat seinen Geser-Aufenthalt beendet, um beim französischen Ministerpräsidenten den Wunsch anzubringen, es möchte die Zonen-Schiedsordnung im französischen Parlament endlich einmal beraten und ratifiziert werden. Er wird sich bei der Besprechung der Zonen-Schiedsordnung im französischen Parlament endlich einmal beraten und ratifiziert werden. Er wird sich bei der Besprechung der Zonen-Schiedsordnung im französischen Parlament endlich einmal beraten und ratifiziert werden.

In Luzern und Interlaken fanden umfängliche Kundgebungen gegen die Aufnahme der Kurzaalpiele statt. Bekannte Politiker aller Parteien, die im Nationalrat die Gleichstellungsinitiative mitbrachten, sprachen sich vor großen Versammlungen dafür aus, daß diese Spiele in ihrer frühesten Form so rasch als tunlich wieder gestiftet werden sollten.

Es wurde von ihnen betont, daß Volk leibel beraten gewesen, als es die Kurzaalpiele gleichzeitig mit den Spielbanten abgelehnt. Die Kurzaalpiele bildeten eine wirtschaftliche Notwendigkeit für die Zentren der Fremdenindustrie. Ihre Aufnahme habe bereits lähmend auf die Frequenz gewirkt; auch habe das geheime Spiel in Privatställen aufgenommen, was die moralische Wirkung des Spielverbotes sich als Null erweise. Die Versammlungen erklärten sich für die vom Verband Schweizerischer Verkehrsvereine beschlossene Initiative betreffend die Revision des Art. 35 der Bundesverfassung im Sinne der Milderung des Spielverbotes. Es wurde der Wunsch geäußert, es möchte die Initiative möglichst schnell in die Wege geleitet werden.

Zustand.
Im deutschen Reichstag wurde nach einem Rückblick von Dr. Stresemann über den Verlauf der außerordentlichen Räteversammlungen und nach einer gründlichen außenpolitischen Debatte ein Billigungsantrag der Regierungsparteien zugestimmt, in welchem die Erwartung ausgesprochen wird, daß die Reichsregierung das Streben, damit die Auswirkungen des Vertragswertes von Locarno insbesondere im Bereiche des Gebietes beschränkt und einer den berechtigten Forderungen Deutschlands entsprechenden Lösung zugeführt werden.

Im englischen Unterhaus kam nach heftigen Angriffen von Lloyd George und Macdonald auf die Völkerbundspolitik von Chamberlain ebenfalls eine Art Vertrauensvotum für die Regierung zustande.
Senatorial wickeln die Berichte, die die amerikanische Botschafter in England, Houghton, über die Völkerbundsverhandlungen an Präsident Coolidge landete. „Amerika muß sich völlig von Europa zurückziehen“, rät der Botschafter, der Völkerverbund bereitet nur die Renaissance der alten Allianzen vor, mit dem Unterschied, daß er Europa nicht ebenfalls vierzig Jahre des Friedens garantieren wird. Diese Berichte Houghtons sind ganz angelehnt, den Warnungen zu befolgen, daß neben ihnen entstehen auch amerikanische Kritiker die Haltung Brasiliens im Völkerverbund beeinflussen.

Weit mehr als es dem faulstichigen Italien behagt, beschäftigt sich die Welt mit dem Prozeß Matteotti, der eben jetzt vom Appellgericht in Genua behandelt wird. Es ist ein neuer Beweis dafür, daß es den romanischen Ländern schwer fällt, Politik und Rechtserziehung auseinander zu halten. Man erinnere sich an den Prozeß, an den Daudet's Handel und auch an den wackeligen Urteilspruch in der Morawski-Affäre! J. M.

Die freie Brennerlei in der neuen Alkoholgesetzgebung.

Der am meisten umstrittene Punkt betrifft die freie Bauernbrennerei. Das ist kein Zufall; das unscheinbare Privileg, das man 1885 der Bauernsinn schenkte in der völkischen Freiabgabe der Obst- und Tresterbrennerei, hatte ungeahnte Folgen.
Erst im Laufe der Entwicklung mit der großen Ausdehnung unseres Obstbaues zeigte sich, wie wertvoll dieses Privileg für die

Bauern war und wie gefährlich es für den Bestand der Alkoholverwaltung wurde. Durch die künstliche Hochhaltung der Schnapspreise durch die Alkoholverwaltung wurde das in Grund ganz unrentable Tresterbrennen mehr und mehr rentabel; bekanntlich brachte der Krieg eine ganz gewaltige Erhöhung der Spiritpreise. Diese Preiserhöhung machte aus der freien Brennerlei zeitweilig eines der profitabelsten Gewerbe des Landes. Die Bauernbrennerei verbreitete sich immer weiter und vervollkommnete sich z. B. durch neue Apparate zu hoher Leistungsfähigkeit.

Solange der große Kriegsbedarf andauerte, tauchte das nicht viel; für die Fabrikation von tauchlosem Pulver braucht man enorme Mengen Alkohol. Nach dem Krieg schrumpfte der Bedarf gewaltig zusammen. Zugleich hatten wir einige ganz gute Obstjahre, in welchen wegen Unmöglichkeit der Ausfuhr nach dem valutaranten Deutschland der Ueberfluß an Obst durch Brennen beseitigt wurde. Die großen Mengen dieses völlig steuerfreien einheimischen Schnapses laiteten auf dem Inlandmarkt. 1921 verkaufte ein einziger privater Spiritfabrikant mehr Alkohol als die Alkoholverwaltung insgesamt. Die Alkoholverwaltung hatte damit natürlich jede regulierende Macht über den Schnapsmarkt verloren.

Das erste Ziel der vorgeschlagenen Revision ist, diese freie Brennerlei unter die Kontrolle des Bundes zu bringen. Sonst hat alles keinen Wert. Aber wie soll das geschehen? Der Bundesrat schlägt Folgendes vor: Alle, welche nicht nur Eingeäschers brennen, z. B. die großen Molkereien und die herumlagernden fahrbaren Brennereien, sollen unter die Kontrolle des Bundes kommen, es würde eine Menge um Brennapparat angebracht und Ablieferung der gesamten Erzeugung an die Alkoholverwaltung verlangt. Für die vielen Tausend kleinen bäuerlichen Brennereien, die nur eigene Produkte brennen, würde eine solche Apparatur viel zu teuer sein. Diesen Bauern würde man gestatten, daß sie selber frei brennen, daß sie davon auch brauchen können (für sich und das Vieh), was sie nötig finden; nur das, was über den Eigenbedarf hinausgeht, würde von der Gesetzgebung erfaßt. Man ist darüber noch nicht einig, was weiter geschehen soll. Die Einen denken daran, daß der Bauer eine Steuer bezahlen soll für den Schnaps, den er verkaufen will. Andere fürchten, daß bei solchen Vorgehen keine richtige Kontrolle unmöglich wäre und viel Schleißhandel aufkäme, der eben so unerfreulich wäre wie der Schnapsentzug. Diese verlangen deshalb, daß der Bauer alles, was er nicht selber

brauchen will, an die Alkoholverwaltung abzuliefern muß, die andererseits verpflichtet wird, ihm allen Schnaps abzunehmen zu „angemessenem“ Preise, d. h. nicht zu dem fabelhaft billigen Weltmarktpreise. Sie weisen darauf hin, daß der Bauer und namentlich die Bauernfrau sicher dafür ist, daß man den Schnaps ableiert und nicht trinkt, wenn man ihn verkaufen kann (was bei der heutigen Ueberproduktion nicht möglich ist) und daß es die Alkoholverwaltung durch Anbieten eines rechten Uebernahmepreises in der Hand hat, den meisten Schnaps aus den Bauernhäusern herauszubekommen. Immerhin darf bei diesem Verfahren der Unterschied zwischen dem Uebernahmepreis, den die Alkoholverwaltung dem Bauer zahlt, und ihrem Verkaufspreis nicht zu groß sein, sonst entsteht wieder die Gefahr des Schleißhandels. Eine starke Erhöhung des Schnapspreises, wie sie im Interesse der Volksgesundheit und des Fiskus läge, wäre auch bei dieser Regelung gefährlich. Darum wird von wichtigen Kreisen noch eine dritte Regelung in Vorschlag gebracht: Der Bauer soll überhaupt nicht mehr selber zu Hause brennen, sondern durch genossenschaftlich organisierte fahrbare Brennereien (mit Kontrolluhr) soll der Bauer seine Produkte brennen lassen, man würde ihm gestatten, eine durch Gesetz zu bestimmende Menge steuerfrei für seinen Bedarf zurückzunehmen. Den Rest hätte die Alkoholverwaltung fest in der Hand. Großrat Neuenhaußer in Oberdietschold, ein Berner Großbauer, hat kürzlich in einem interessanten Aufsatz im „Bund“ mit Nachdruck diese Lösung vertreten. Dann könnten die Schnapspreise ganz wesentlich in die Höhe, der Verbrauch ginge wie in andern Ländern auch bei uns bedeutend zurück und doch erhielte der Staat recht ansehnliche Einnahmen. Der Bund würde sich überdies verpflichten, einen Teil seiner Einnahmen zu verwenden, um eine alkoholfreie Verwertung unserer Obststerne zu fördern, z. B. durch Fruchtvermahlung, Vielelei auch durch Unterfertigung von Obstlerhäusern usw. Unser Obst wächst ja wirklich nicht, um daraus teuren Schnaps herzustellen, der auf der ganzen Welt im Ueberfluß zu sehr billigen Preisen zu haben ist.

Auf jeden Fall ist das sicher: Trester- und Obstverwertung auf Alkohol ist heute bei dem schon angebotenen ganz erstaunlich billigen Weltmarktpreise für Alkohol nur möglich, wenn der Staat diese Brennerlei vor der Auslandskonkurrenz schützt durch einen Aufschlag von ca. 800-1000 Prozent. Man soll dem Bauern diesen Schutz geben, um ihm jene Abfall-Verwertung zu ermöglichen. Er soll da-

Beutletton.

Der geplagte Familienvater.

Von Felix Moeschlin.
Milde komme ich aus dem Geschäft nach Haus. Der Obligationenmarkt hat sich ja Gottlob wieder etwas belebt. Aber die Markt ist. Und die immer deutlicher werdende Schwachheit der Amerikaner. Man hat es nicht leicht.
Wir gehen uns an den Mittagstisch. Meine Frau kriecht mir die Suppe. Aber ihre vorhöfliche, rüchliche Art, mit dem Teller leise und sanft hinzuhellen, reizt mich. Ich bin doch nicht krank. Wenn ich schon müde aus dem Geschäft komme.
„Vater“, ruft einer der Bubben. Natürlich der Jüngere. Wie kann er schweigen, wenn wir am Tische sitzen. Ich schreie ihm einen bösen Blick zu.
Meine Frau schaut ihn vorwurfsvoll an. „Sollt du ihn wieder vergessen, was wir mit eben verprochen hast? Siehst du nicht, daß der Vater müde ist?“ Die Betonung meiner Müdigkeit hat etwas Beschlagendes. So müde bin ich denn doch nicht. Ich fühle etwas nervös. Bei vielen Unidierheiten des Denkmarktes, bei diesen Nachschmerzgefühlen... Ich habe schließlich ein gewisses Recht, nervös zu sein. Aber deswegen braucht man die Kinder nicht vorher zu instruieren.
Die Vöfel klappern. Ich tue mit, aber ohne Appetit. Ich starre auf den Teller und suche mir Platzmachen, ob irgendwelche Aufzuchten für die Beutletton.
Seinem Buche „Meine Frau und ich“ entnommen, das in der Bühlererie „Schweizer Erzähler“ bei Orell Füssli, Zürich, erschienen ist.

„Wah“, ruft meine Frau eifrig, „wieder einmal muß man dir jetzt noch sagen, daß der Vater beim Essen Ruhe haben will!“
„Mann“, lache ich, „wer hat denn das gesagt... Es tut mir wohl, ich zu widersprechen... Was willst du denn, sag's?“
Meine Frau schaut mich erstaunt an. Aber sie schweigt. Sie ist eine kluge Frau.
„Wahst du“, fährt der Bub fort, „ich wollte dich nur fragen...“
„Darf ich dich auch etwas fragen?“ macht der Ältere, holtend vor Ungebuld.
„Ja, so fragt doch einmal und mach' keine langen Gesichtchen!“ donnert ich. Meine Stimmung hat wieder umgeschlagen.
„Wie oft hab ich euch denn nicht gelagt, ihr solltet den Vater ruhig essen lassen“, sagte meine Frau einstüchlich.
„Aber ich habe ja doch keine Ruhe“, poltere ich, „ich merk' doch, daß sie mich fragen wollen. Ich spür' doch sie bei am Tische sitzen und vor Ungebuld brennen, mich zu fragen. Und das nennt du Ruhe? Ich bin in dieser Hinsicht empfindlich. Da ist mir lieber, daß sie fragen. Dann ist die Sache erledigt...“
„Du arbeitest zu viel“, lachte meine Frau mit dem Tone einer Krankenheilwörter. Aber vielleicht bilde ich mir in meiner Nervosität auch nur ein, daß sie im Tone einer Krankenheilwörter spricht.
„Und darat wirst du nervös“, fährt sie fort. „Du sollst dich schonen.“
„Bitte sehr, dagegen vermagte ich mich, ich bin nicht nervös. Abblot nicht. Und wenn ich auch ein wenig nervös gewesen wäre, so habe ich ein gewisses Recht dazu. Aber so predigt doch einmal“, blitze ich die Bubben an.
„Vater“, lacht wieder der jüngere Bub...
Ilgung einer internationalen Anleihe vorhanden sein oder nicht? „Suppe nicht?“ fragt meine Frau. Auch wenn sie fragt, hat sie die leise aufreizende, rüchliche, vorhöfliche Art. Ich muß mich bewegen, um ihr nicht eine heftige Antwort zu geben.
„O doch“, lache ich langsam, „es ist eine sehr gute Suppe.“
Die Kinder schauen mich aufmerksam an. Als ob sie ganz genau nachprüfen wollten, ob ich lüge oder nicht. Kinder können eine merkwürdige Art haben, mich anzuhängen. Jetzt soll es nur eines wagen, mich anzuhängen! Aber sie sagen nichts und bewegen sich wieder über ihre Teller.
Ich spiele mit meinem Vöfel. Die Stille wird etwas brüden. Ich möchte irgend etwas Gleichgültiges sagen, das Wetter ist schön oder etwas Unschickliches... Man ist doch kein Angeber. Man ist doch der Familienvater. Sie brauchen einen schließlich doch nicht zu fürchten. Aber ich bringe kein Wort heraus. Meine Nervosität nimmt zu.
Meine Frau merkt es natürlich. Ihr entgeht ja nichts. Das macht mich noch gereizter. Eine Art Wut steigt mir in den Kopf.
Meine Frau schaut mich belost an. Ich glaube, es ist jetzt Mitleid in ihrer Art, mich anzuhängen.
Ich halte nichts mehr, als wenn man mich kenneleidet. Es ist ja gar kein Grund dazu vorhanden, abblot nicht, auch nicht im geringsten. Man soll mich nur in Ruhe lassen, auch mit Blicken... Denn die heißt fragwürdige internationale Anleihe... Diese Schulzollpolitik Amerikas... Man hat jetzt wieder keinen Grund, ein gemühtiges Gesicht zu machen. Abblot steht auf dem Stiel...
„Vater“, lacht wieder der jüngere Bub...

Der Jüngere sinkt ganz zusammen. Er bringt den Mund nicht auf. Aber der Ältere verliert seine Haltung nicht. Er geht schon sechs Jahre in die Schule. Er fragt: „Wie groß ist die Geschwindigkeit des Lichts?“
„Ich schau ihn an. Bill er mich häneln? Die Geschwindigkeit des Lichts? Was geht nicht die Geschwindigkeit des Lichts an. Ich sollte wissen, wie groß die Geschwindigkeit der Lichtgeschwindigkeit ist... Aber die des Lichts? Ich hab' es einmal gemußt, lieber ich... Es ist schon lange her. Vielleicht hat sie sich selber geändert. Ich verlage nachdenken. Aber immer wieder kommen mir finanzielle Ueberlegungen dazwischen. Die Stabilisierung des Marktfusses... respektive die Geschwindigkeit des Lichts... Ich kann doch meinen Kindern gegenüber nicht eingestehen, daß ich die Geschwindigkeit des Lichts nicht kenne...“
„Und sonst willst du nichts wissen?“ frage ich.
„Doch“, lacht der Bub, „ich sollte auch die Entfernung der Erde von der Sonne wissen.“
„Auch das noch. Wie man solche Dinge, solche unumgängliche Dinge wissen soll! Aber ich kann ja im Konversationslexikon nachschauen.“
„Nach dem Essen werde ich dir die genauen Zahlen aufschreiben“, lache ich. Das Ansehen des Familienvaters ist gerettet. Ich wage es zwar nicht, meinen Ältesten anzuhängen. Meine Nervosität steigt wieder.
„Und du?“ frage ich den Jüngeren, „was hast du auf dem Herzen?“ Der wird wohl nichts zu Schwere fragen, den ich erleichtert. Er geht zu erst ein Jahr in die Schule. Da werde ich meine Weisheit leuchten lassen. „Ja“, ermuntere ich ihn. Dabei spüre ich, daß die Nervosität immer noch auf der Lauer steht, wie ein Räuber hinter der nächsten Straßenge-

für aber auch eine gewisse Kontrolle auf sich nehmen. „Wurst wider Wurst“ ist ein Sprichwort, das auch auf dem Land bekannt ist und gilt.

Eine Fraueneingabe zur freien Brennerlei.

Die schweizerischen Frauengentrale und Frauenbünde haben zu dem im vorangehenden Artikel behandelten Frage der freien Brennerlei folgende Eingabe an die nationalrätliche Kommission zur Revision der eidg. Alkoholgesetzgebung gerichtet. Die Stellungnahme der schweizerischen Frauenwelt kommt darin klar und unumwunden zum Ausdruck.

Die nationalrätliche Kommission zur Revision der eidgenössischen Alkoholgesetzgebung.

Sehr geehrte Herren! Die unterzeichneten Schweizerfrauen, die seit Jahrzehnten versuchen, am Wohle des Volkes zu arbeiten, erlauben sich, Ihnen, verehrte Herren der eidgenössischen Räte, eine Bitte vorzutragen:

Es ist Ihnen die verantwortungsvolle Pflicht übertragen, die Revision des Alkoholgesetzes zu studieren und dann den eidgenössischen Räten vorzulegen. Wir bitten Sie deshalb eindringlich, doch ja bei Ihrer Arbeit darauf zu achten, daß der Mensch — und nicht etwa der Fiskus, noch die vielen Privatinteressen — des Menschen erste Sorge bleibe. In allen Ständen können wir mit tiefem Schmerz verheerende Spuren des vermehrten Alkoholgenusses beobachten. Der Bauernstand aber, dem so viele tüchtige Elemente entkommen, und der von jeder eine Grundlage unserer Volkstracht darstellt, erscheint besonders gefährdet durch den Schnaps, den er sich selber brennt. Wir erinnern daran, daß schon bei der Schaffung des Alkoholmonopols im Jahre 1885 einhundert Männer gewarnt haben, daß die Freibrenerlei den Abständen des Monopols hindernd im Wege steht. Diese warnenden Stimmen haben nicht bekommen. — Wir anerkennen den guten Willen unserer eidgen. Behörden, Abhilfe zu schaffen; vertrauensvoll wenden wir uns darum auch an Sie, sehr geehrte Vertreter unseres Schweizervolkes, und bitten Sie herzlich, ganz besonders darnach zu trachten, daß das Privilegium der Freibrenerlei im Bauernhause mit der Zeit verschwinde.

Wenn nun auch die Absicht besteht, den Schnapsgenuss durch Erhöhung der Preise zu kürzungen, so vermehrt das andererseits wieder die Gefahr, daß bei der Freiheit der Bauern, weiterhin Schnaps zu brennen, ein gewinnbringender Schleishandel mit diesen Eigenprodukten entsteht, gegen den anzukämpfen später sehr schwer sein wird. Darum meinen wir, es sollte im Gesetze, bezw. in der Ausführungsgesetzgebung die Bestimmung aufgenommen werden, daß der Bundesrat in einer bestimmten Frist die Hausbrennerlei verschwinden lassen kann durch Verkauf der Brennketten, wobei wir der Meinung sind, daß dabei die Landwirtschafft in gerechter Weise entschädigt werden soll.

Wir bitten Sie, geehrte Herren Räte, sich allein leiten zu lassen vom Wohle unseres Volkes; folgt doch, wenn sich das gesundheitsfördernde und sittliche Niveau hebt, auch das materielle Wohlergehen auf dem Fuße nach.

Im Vertrauen darauf, keine Fehlbitte zu tun, begrüßen Sie

hochachtungsvoll:
Margarithes Frauensekretariat
(vertretend 12 Vereine);
Präsidentin: Frau Obouffler-Schäfer.
Frauengentrale Basel
(vertretend 16 Vereine);
(Präf.: Frau Buchhart-Mahinger.

Bernischer Frauenbund
(vertretend 25 Vereine);
Präf.: Frä. R. Neuenhambauer.
Union des Femmes Genevoise;
Präf.: Frä. C. Gourd.
Frauengentrale Schaffhausen
(vertretend 10 Vereine);
Präf.: Frä. C. Frey.
Frauengentrale St. Gallen
(vertretend 30 Vereine);
Präf.: Frau Mettler-Speder.
Frauengentrale Winterthur
(vertretend 14 Vereine);
Präf.: Frä. C. Weber.
Zürcher Frauengentrale
(vertretend 50 Vereine);
Präf.: Frä. M. Fierz.

Die Fédération des sociétés féminines vaudoises unterstützt ebenfalls obige Eingabe.

zunahme der weiblichen Selbstmorde.

Es ist eine anerkannte Tatsache, daß die Selbstmorde in den letzten hundert Jahren sich bedeutend vermehrt haben. Laut einem Vortrag, den Herr Prof. Wangold an der letzten Jahresversammlung der Schweiz gemeinnützigen Gesellschaft in Zug gehalten hat, sind beispielsweise die Selbstmorde im Zeitraum von 1876 bis 1920 von 540 auf 876 im Jahre gestiegen. Was uns Frauen daran aber besonders beunruhigt, ist die sich erhellende Tatsache, daß an dieser Steigerung hauptsächlich das weibliche Geschlecht schuld ist. Innerhalb 40 Jahren hat sich die Zahl der weiblichen Selbstmorde nur um 7 Prozent vermehrt, die der weiblichen aber um volle 128 Prozent, also mehr als verdoppelt.

Weber die Ursachen dieses erschreckenden Anstieges fehlen alle statistischen Grundlagen, sind aber, wie die Ursache eigentlich liegt, wohl nicht, ob es besonders Ledige oder Verheiratete sind, die den freiwilligen Tod suchen, oder von Winnen, ob die Not und Armut dazu trieb oder was sonst. Immerhin versucht Fr. Wörzer Dr. Ruyler von Bern in den „Schweiz. Reformblättern“ an Hand der Erfahrungen aus seiner holländischen Tätigkeit einige Antwort auf diese Fragen zu geben. Als Ursache dieses Scheiterns im Lebenstunne nennt er Eitelkeit und Neugierde zu mancher Mädchen, das halbtage und verläßt; Seelenleben, das einer schweren Enttäuschung nicht Stand zu halten vermag; unglückliche Liebe; Einkamkeit; materielle Not; die Unmöglichkeit des Zulammenlebens mit einem rohen Mann; Verunsicherung über einleiner. Eltern durch die Kinder etc. Aber auch die Literatur trägt eine große Schuld, die den Selbstmord als letzten Ausweg hinstellt und noch verherrlicht, anstatt ihn den Menschen als Kapitulation ihrer Schwäche hinzustellen.

Ein Salbjahrhundert lang Uerzgin.

D. J. K. Wie das Frauenblatt kürzlich mitteilte, kam die Universitäts-Fürsorge im vergangenen Februar zum 1. Mal in die Lage, einer Frau das Hochschulstudium nach 50 Jahren Praxis zu erneuern. Das habe ich im Leben noch Frä. Franziska Tiburtius ein ganz großes Glück. Die Zürcher Akademikerinnen hatten es sich nicht nehmen lassen, die 83jährige Kollegin in ihrem stillgewordenen Altemtel in Berlin mit einem Gläubig- und unglücklichen überreichen, fühlen sie sich doch jeder der Pionierin auf dem Gebiet des Frauenstudiums zu Dank verpflichtet. Das Antwortschreiben der durch uns völlig überreichten Geistes sei den Lesern des Frauenblattes in seinen Hauptzügen mitgeteilt. Schade, daß in den Druck nicht auch hinübergeht der eigene Reiz dieser altmühsigen feinen anmutigen Schrift der erst letzte existierenden 83jährigen Frauengebänd!

Berlin-Halenlee, den 25. Febr. 1926.

Sehr geehrte Frau!
Ein wohlthuendes Gefühl von Stolz und Nahrung überkommt mich, während ich Ihnen für mich so überaus ehrenvollen Brief vom 10. Febr. wieder einmal — um wiederholten Mal? — durchlese. Sie können sich kaum vorstellen, wie sehr mich Ihr Schreiben überaus freudig erfüllt hat. Ich vermehren, meinen heiligen Frauen und Mädchen, daß der Tag in meinem Leben irgendwelche Bedeutung habe, es schien mir, daß ein alter Mensch, der doch schon seit einer Reihe von Jahren aus dem Strom des Lebens bei Seite getreten ist, nicht das Recht hat, sich der Beachtung irgendeiner Welt aufzubringen; — und nun kommt mir aus der Ferne ein so ehrenvoller Gruß,

Ich denke an Liebe und Einigkeit. Es ist gut, daß man Kinder hat, die einen daran erinnern. Ueber den Tisch hinüber reiche ich meiner Frau die Hand. Sie versteht mich. Auf einmal habe ich einen Nervenappetit. Die Kinder gucken mit einer Weite zumut zu und lachen dann laut auf. Fröhlich lache ich mit. Meine Frau schaut drein wie eine Achthundjährige.
Mein Bekannter aus der Drogeriebranche stante mich verwundert an, als ich ihm am Tage darauf eine wohlklingende Auseinandersetzung über die Ausschreibung des „Wort“ machte.
„Glauben Sie nicht, daß der liebe Gott auch für Sie, wenn wir fürchten, vor lauter Traurigkeit?“ fragte ich ihn lächelnd.
„Aber er verstand mich nicht.“

Marie von Ebner Eschenbach.

Ein Lebensbild.
(Zur 10. Wiederkehr ihres Todesstages: 12. März 1916).
Von Elfrida Gottlieb.
(Schluß.)

Bis in die frühe Kindheit reicht es zurück. Die Umgebung brachte dem das Persönlichkeits durchdringenden Leben der Kriechen mehr Verständnis noch Sympathie entgegen. „Was machst du denn heute?“ hat die ältere Schwester begnügt, wenn Marie bei ihrer Teilnahme für ihre wichtigsten Angelegenheiten suchte. Und als sie, auf die schmerzliche Ablehnung einer Reisesperson, der Großmutter, hin, erschreckt und eingeschüchtert wieder zu Friederike flüchtete, wußte diese ihr nur den Rat, sie möge von ihrem Dichterdramat nicht mehr sprechen: „Niemandem verzeiht“, wußt kaum allzu aufmunternd hand der Bräutigam

ein Gebenstücken, das vor die Zeit von vor fünfzig Jahren tritt! — und in unserer Jähneligkeit die Lust so schnell vergißt, bedeuten 50 Jahre ja beinahe graue Vorzeit! Und gerade aus der Stadt kommt mir des Jüngers freundlichen Gebens, die mir das Küßzeug zur Lebensarbeit und damit auch die Grundlage des Lebensglücks gegeben hat.
Ihr danke Ihnen sehr herzlich für Ihr Gebenken und bitte Sie, auch den andern Mitgliedern des zürcherischen Akademikerinnenverbandes den Ausdruck meiner Gefühle zu übermitteln. Die Erneuerung des Diploms, die mir von der bedeutigsten Frauenteile geteilt worden, ist eine der großen Freuden meines Lebens, und wird es bleiben für die mir noch gegebene Wehrtrede.
Wie gerne würde ich noch einmal die liebe Stadt, den See und den Kranz der weißen Berge schauen! Aber es wird wohl nur in der Erinnerung kein föhnl mein Leben erfüllt sich eben nicht zurückstellen. Aber auch die Erinnerung erfüllt mit Dank!
Und nun nehmen Sie die Versicherung, daß Sie und Ihre Kolleginnen mit Ihrem Gebenken und Ihrem Schreiben einer alten Frau eine sehr große Freude gemacht haben.
In Dankbarkeit wünsche Ihnen gebedliches Gelingen all Ihrer der allgemeinen Wohlfahrt dienenden Bestrebungen.
Ihre sehr ergebene
Dr. Franziska Tiburtius.

Eine Diplomatin bei den bernischen Akademikerinnen.

Die Vereinigung bernischer Akademikerinnen gab jüngst, wie wir einer G-Korrespondenz im „Bund“ entnehmen, in den obern Katalitäten des Café du Théâtre einen Empfang zu Ehren der zweiten Präsidentin der Akademikerinnen, Frä. Tiburtius. Die Präsidentin der Akademikerinnen, Frä. Tiburtius, begrüßte die Mitglieder der Internationalen Federation of University Women, im Namen der Verbandsgemeinschaften und sprach den Wunsch aus, daß sich Frä. Tiburtius, die gegenwärtig die einzige im eigentlichen Geländedienst stehende Frau ist, in unserem Lande glücklich fühlen möge. Frä. Tiburtius dankte für die freundliche Aufnahme und gab hierauf einen kurzen Überblick über den Stand der Frauenbildung in ihrer Heimat. Sie entwarf eine lebendige Skizze des Lebens und der Arbeit der jungen Amerikanerinnen in den Colleges und über den eigentlichen Universitäten. Im Laufe des Abends berichtete sie kurz über ihre Vorbildung zum aktiven diplomatischen Dienst. Eine Kollegin von Frä. Tiburtius ist gegenwärtig noch an amerikanische Universitäten in Amerika tätig. Es ist zu hoffen, daß die Arbeit der Frauen im diplomatischen Dienst, die Verbindungen unter den Völkern zu freundschaftlichen zu gestalten.

Gegen die verheiratete Lehrerin.

Die mühselige Finanzlage des Kantons Genf und die Wiederherstellung des Budgetgleichgewichtes ist schon seit langem der Gegenstand erster Sorge und Aufmerksamkeit der bernischen gelehrten Regierungskörpers. Überaus wichtige Einrichtungen in den Staatsausgaben nötig sind, so muß doch dagegen protestiert werden, wenn diese Einrichtungen in der Hauptsache auf Kosten der Frauen vorgenommen werden.
Das Erziehungsdepartement des Kantons Genf, das sich gewonnen sieht, an die 350 000 Fr. einzusparen, hat dem Staatsrat und durch diesen dem großen Rat einen Gesetzentwurf vorgelegt, auf dem möglichst in möglichster Kürze, und Primar- und Sekundarlehre, die das 55. Altersjahr erreicht oder überschritten haben, zu entlassen. Der Staatsrat verlangt ferner die Ermächtigung, auf den gleichen Zeitpunkt die vor dem 1. Januar 1926 verheirateten Primar- und Sekundarlehre, die das 55. Altersjahr noch nicht erreicht haben, je nach Bedarf von Lehrkräften für einen bestimmten Zeitraum zu beurlauben. Für die Dauer des Urlaubs sollen die Primar- und Sekundarlehre 2 000 Franken jährlich ausgerichtet werden und den Primar- und Sekundarlehre 2 400 Fr., Pensionberechtigung und Unterrichtsansprüche bleiben bestehen.

Die gelehrten Lehrerinnen sind natürlich durch diesen Entwurf in große Erregung versetzt worden, um mehr, als er von einem Manne, M. Ultramaz, ausgeht, der sonst als überzeugter Feminist galt. Nicht nur, daß durch diese Verfügung der weibliche Lehrkörper einer großen Anzahl ganz tüchtiger Lehrkräfte beraubt wird, sondern auch die durch den Entwurf herbeigeführte Entlassung der Lehrkräfte für ihre Schüler ein ganz besonderes Verhältnis haben, die Lehrerinnen würden auch zum großen Teil angehörit der kleinen Renten in eine finanzielle und geistig geradezu unhaltbare Lage versetzt werden. Für wieviele ist das Mitbedienen der Frau heute eine absolute Notwendigkeit, auf die sie nicht verzichten kann, ohne ihre Familie folgenlos zu hinterlassen?
Und gleichwohl liegt sie die Hände nicht stumm hin! Tief gedemütigt, wie sie war, suchte sie sich einen neuen Weg. Die Unerbittlichkeit, mit der die ganze Frau durch ihre innere Bestimmung stets wieder aus dem ungeliebten Frieden ihres persönlichen Lebens hinaus auf die erbarungswürdige Maßstabs der Kunst getrieben wurde, mußte tief dämmern an. In der Tat braucht sie, die allem Kathos Uebalbe, eben dies Wort, da sie einmal von dem ehernen Geheiß spricht, unter dem sie geboren ist: „Der Dämon nimmt dein Herz, stiehlt dir die Seele, er füllt alle dein ganzes Denken aus. Du hast nur ihn; ja den einzigen Lebens, in seinem Dienst wirst du ausgebeutet.“
Freudlich berührt es wie eine unnütze Graulenkheit des Schicksals, daß auch mit dem Verzicht auf die dramatische Laufbahn Kampf und Leiden immer noch nicht abgeschloffen waren. Beinahe 10 Jahre bauerte das Ringen um Anerkennung auf dem neuen Felde. Ein halbes Lebensjahrhundert mußte vergehen, ehe die tapfere Frau die Wende ihres literarischen Schicksals erfahren durfte. 1880 begann der Erfolg, der sie nunmehr unaufhaltsam von Gipfel zu Gipfel führte.
Zu Beginn der epischen Veruche hatte Marie an Dorrient geschrieben: „Mein Talent hat nicht gehalten, was Sie und ich uns selbst davon versprochen.“ Es war eine schmale Ernte, die ich jetzt — so ziemlich am Ende meiner Laufbahn angelangt einbehalte.“ Schlimm die nachher traurigen Worte, die in Wahrheit über den Anfang, nicht am Ende ihrer, die zweite Hälfte ihres Lebens ausfließenden eigentlichen Laufbahn stehen, zu vergleichen mit der Ernte, die durch den Tod folgen sollte.
Innerhalb der Produktion Marie von Ebner-Eschenbachs, die einem bestimmten Stück Kultur unvergleichliches Leben verleiht, es zugleich durchdringend mit dem Geist sozialer Gerechtigkeit und Schrift-

den Erklärungen auszuweisen; für wieviele bedeutet das vorzeitige Abgehen eines Berufes in den Jahren, wo man nach allen Arbeitskraft steht, eine schmerzliche Verarmung ihrer geistigen Auswirkung?
Man fragt sich fasttäglich, ob, wenn den Frauen die Waage des Stimmzettels und des Referendums, die Möglichkeit eines kategorischen Neins zur Verfügung fände, ob man sich dann auch solche Lösungen nur auf ihre Kosten gefast, ob man nicht vielmehr mit allen Mitteln nach einem gerechten Ausgleich zwischen den Geschlechtern suchen würde?

Eine Volksbefragung.

Eine solche, und zwar — man liebt nicht allzu beständig! — über das Frauenfranchise mit nachstehenden stützenden Überlegungen in einem Kanton, den in einer Gemeinde, wohl aber innerhalb der Lebensdauer einer schweizerischen Zeitung, und zwar der „Gulf“, Die generische Zeitung führt gegenwärtig in ihren Spalten eine „Contraverie“ über das Frauenfranchise durch, Artikel für den gegen erheben und behaupten die Frage von den verschiedenen Seiten. Den Aufsatz der „Campagne“ soll eine allgemeine Abstimmung bilden. Der „Gulf“ vom 29. März wird ein Stimmzettel beigelegt sein, den jede weibliche Leserin, aber nur diese, der Zeitung entgegenbringt. Sie soll die Frage stellen, ob man die weibliche Leserin, aber nur diese, der Zeitung entgegenbringt. Sie soll die Frage stellen, ob man die weibliche Leserin, aber nur diese, der Zeitung entgegenbringt. Sie soll die Frage stellen, ob man die weibliche Leserin, aber nur diese, der Zeitung entgegenbringt.

Diese Abstimmungen sind ein im französischen Leben oft gemachtes Mittel, um sich über die öffentliche Meinung in dieser oder jener Frage zu orientieren. Das Mittel der Abstimmung einerseits wie auch die Zahl der Ja oder Nein geben ein ganz gutes Bild, wie weit eine Frage bereits in das öffentliche Bewußtsein eingedrungen ist. In Frankreich haben in den letzten Jahren verschiedene große Abstimmungen durchgeführt, die Zahl der sich beteiligenden Frauen wuchs von einem Mal zum andern und war schließlich sehr groß, wie auch die Zahl der Ja oder Nein wuchs. Die Abstimmungen der Zeitungsabstimmungen in Frankreich, das Maß angelesen werden, ob die Französinen das Stimmrecht wollen oder nicht, man dürfte ruhig behaupten: „Sie wollen es!“

Die Verkäuferinnenprüfungen in Bern.

finden in den Tagen vom 29.—30. März statt. Es haben sich dazu die städtische Angestellte von 82 Verkäuferinnen angemeldet, die alle (bis auf 4) eine mehrjährige Lehrzeit mit einem berufsmäßigen Unterricht von 3—4 Semestern hinter sich haben. Die Lehrkräfte verteilten sich auf folgende Branchen: Textil (Stoffe, Seide, Baumwollstoffe, Strümpfe, Wäsche und Strickwaren, Weißwaren, Herrenartikel, Perle- und Sonnenkleid, Schürzen und Taschenmacher, Damendressen und Damenkonfektion), Parfümerie, elektrische Artikel, Photographie, Buchdruckerei, Papeterie, Spielwaren, Lederwaren und Sportartikel; Schuhe; Hausatut und endlich Lebensmittel (Kolonialwaren, Schokolade und Süßigkeiten, Blumen, Conditoreien, Butter und Käse, Bäckerei und Konfiserie).

Eine große Modeschau.

hat der Frauengewerbeverband Bern letzte Woche im Kuraal Schängel veranstaltet. Wir pflegen sonst den Modeschauen der großen Konfektionshäuser wenig Beachtung zu schenken als einem Gebiete, das zu pflegen wir nicht gerade als unsere Aufgabe betrachten. Wir sind aber der Meinung, daß die Frauengewerbeverbände Bern einen wichtigen Beitrag zur praktischen Demonstration überaus wohlwollender, einheimischer Frauenarbeit war.
„Die reibungslose, allseitig anerkannte Durchführung der Modeschau im Schängel bedeutet für den Frauengewerbeverband Bern wie für die einzelnen Frauenverbände bestehen ein moralischer und technischer Erfolg.“ Der Bemerkenswerteste ist die Aufmerksamkeit bei der Bestimmung allererstehender Modeschau in Stoffen, die nicht nur einen volkswirtschaftlichen Wert, indem dadurch die Unabhängigkeit gegenüber der ausländischen Produktion zum Ausdruck kommt“, sagte der „Bund“.

Schaffhausen hat Schule gemacht.

nämlich in der Beschaffung der nötigen Mittel für den Bestsellenden. Schon lange lag dem gallischen Stimmzettelverein die Verleselung schwer auf dem Magen, schon lange drückten uns die mibilligen Lagen unserer Zeitungsblätter. Aber ebenlo drückte uns das Verleselnde der Zeitungsblätter, was wollte man da machen und unternehmen? Da kam die glänzende hochhausliche Idee mit dem Stimmzettelbuchstabe wie eine Erleuchtung über uns. Wir bauten noch einiges drum herum, haben die Tanzreigen, wieder zur Laute, einen schönen alten Kinderfreizeiten und ein kleines edles reiches Stimmzettelbuch vom Kaufmann Müller in Basel: „Sie wollen es“

etc. Auch meine Frau traut dem Frieden nicht recht. Sie sehe es ihr an.
„Vater, mein du, die Tiere kommen auch in den Himmel?“ fragt der Jüngere.
„Gm“ mache ich, die Tiere auch in alle Tiere?“
„Mein“, sagt er ernst, „ich meine bloß die Hunde und Katzen und die Pferde und die Ziegen und die Kühe und die Biegel.“
„Ja“, sag ich, „das ist schon möglich, das ist sogar wahrscheinlich.“
„Aber geht, Vater, die Wespen und Bremlen und Bienen kommen nicht in den Himmel?“
„Auch das Jagen und manchen ich ihm.“
„Hat der liebe Gott auch einen Vater?“ fragt er jetzt.
„Ja“, sage ich, „darüber muß ich zuerst nachdenken.“ Der verdammte kleine Bub ist ja schlimmer als sein älterer Bruder, der bloß die Geschwindigkeit des Lichts und die Entfernung der Erde von der Sonne wissen wollte.
„Und glaubst du nicht,“ fährt der Kleine ganz eifrig fort, „der Lehrer hat uns nämlich von der Sündflut erzählt, glaubst du nicht, daß der liebe Gott sehr traurig war, wenn die Welt unterginge? Meinst du nicht, daß er auch fürchte, wenn wir fürchten... vor lauter Traurigkeit?“
„Du kleiner Bengel!“ ich spüre etwas Wertwütziges im Herzen. Meine Frau ihm nicht befohlen an.
Aber das Wertwütziges in meinem Herzen wird immer härter. Jetzt kann ich nicht mehr anders: ich fühle. Mir ist ganz wusch und bereit zumute. Ich habe ich auch nur über Obligationen und Devisen das Gewige vergessen können. Ich spüre nichts mehr von Neurosit. Alles Geschäftliche wird klein, ganz klein, vor dem Mysterium des Anfangs und des Endes, des Werdens und des Seins. Wie habe ich es auch nur so wichtig nehmen können!

